

## **„Dreißig Jahre Wiedervereinigung – Spurensuche in einem noch immer geteilten Land“<sup>1</sup>**

### **Ruth Mätzler**

Es ist jetzt etwas mehr als 50 Jahre her, da wurden vor Weihnachten und Ostern sowohl in der Schule, als auch bei uns zu Hause eifrig Päckchen gepackt, die mit den Errungenschaften des westdeutschen Wirtschaftswunders aufwarteten: Dr.Oetker-Puddingpulver, Eduscho-Kaffee, Sprengel-Schokolade und meine ausgebleichenen Wrangler-Jeans, von denen ich tränenreich Abschied nahm, bevor sie auf Geheiß meiner Oma, die für löchrige Hosen nichts übrig hatte, ebenfalls im Karton verschwanden. Von den Empfängern dieser Wohltaten trennte uns eine rund 1400 Kilometer lange, von dreißigtausend bewaffneten Grenzsoldaten bewachte Demarkationslinie mit Selbstschussanlagen, an Laufbändern befestigten Kettenhunden und 1,3 Millionen in den Boden versenkten Land- und Splittermi-  
nen. Jeder, der diese Grenze von Ost nach West überwinden wollte, musste mit seinem Tod rechnen.

1961, im Jahr meiner Geburt, wurde die Berliner Mauer fertiggestellt und damit auch das letzte Schlupfloch versiegelt, das es den Bürgern der DDR ermöglicht hatte, die „Ostzone“, wie man damals sagte, informell zu verlassen. Umgekehrt war es erst ab 1972 möglich, seine Verwandten in Ostdeutschland zu besuchen, was jedoch einer bürokratischen Odyssee mit ungewissem Ausgang gleichkam. Der „Gastgeber“ aus der DDR musste einen Berechtigungsschein beantragen, mit dem die Verwandten aus der BRD um ein Visum ansuchen konnten, welches ausschließlich für den Wohnort des Besuchten galt; Anmeldung bei der Volkspolizei innerhalb von 24 Stunden inbegriffen. Mürrische Grenzpolizisten in schlecht sitzenden Uniformen bestempelten großflächig bundesdeutsche Pässe, Gepäck wurde minutiös gefilzt und das Auto bis auf die letzte Schraube auf provokante Weise kontrolliert. Man fühlte sich, als wolle man einen zu lebenslanger Haft Verurteilten im Zuchthaus besuchen, wobei die Angst, man käme selber aus dem Hochsicherheitstrakt nicht wieder hinaus, immer mitreiste.

Szenenwechsel. Ich war Anfang zwanzig, studierte in Göttingen und hatte einen Freund

---

<sup>1</sup> Vortrag zur Eröffnung der Fotoausstellung "Zum Stand der Dinge" von Peter Hellekalek am 30.7.2021 im [extrazimmer](#) in Salzburg.

mit engen Kontakten zur Ostberliner Alternativszene. Hin und wieder besuchten wir, mit einem Tagesvisum ausgestattet, seine Bekannten, die im Prenzlauer Berg in baufälligen Altbauwohnungen ein improvisiertes Leben führten. Dort mangelte es an allem, außer an Kreativität und einer, wie ich damals fand, ziemlich lässigen Aufmüpfigkeit. Repressionen und Bespitzelung durch die Stasi waren an der Tagesordnung, was dazu führte, dass man eng zusammenrückte und in einer Weise ernsthaft und verbindlich miteinander umging, wie ich es aus meinen studentischen Zusammenhängen im Westen nicht kannte. Während ich an der Uni bei den antiautoritären Nachfahren der 68-Bewegung mit meinem Bedürfnis nach spätadoleszenter Opposition auf offene Türen stieß und über gemähte Wiesen lief, auf denen weit und breit kein Reibebaum mehr wuchs, verhandelten die Freunde in Ostberlin inmitten einer abgehalfterten Diktatur existentielle, identitätsstiftende Anliegen. Das beeindruckte mich nachhaltig! Zehn Jahre später fiel die Berliner Mauer, und wie zigtausend andere Deutsche auch, verfolgte ich vor dem Fernsehgerät mit ungläubigem Staunen und Tränen der Rührung in den Augen die unvergesslichen Szenen der legendären Grenzöffnung.

Ähnlich wie zu Beginn der Flüchtlingskrise im Jahr 2015, als die vor dem Krieg Schutz suchenden Syrer auf deutschen Bahnhöfen zur Begrüßung frenetisch beklatscht und bejubelt worden waren, sollte es jedoch nicht lange dauern, bis die Stimmung umschlug. Wie in einem Säurebad, bestehend aus Unverständnis, Herablassung und diffusen politischen Ressentiments, löste sich die Euphorie über die Grenzöffnung bei vielen Westdeutschen rasch in Luft auf. Auch im Osten des Landes machten sich Enttäuschung und Katerstimmung breit. Laut einer Emnid-Studie, die kurz nach der Wende durchgeführt worden war, gab bereits ein Drittel der befragten Ostdeutschen an, das deprimierende Gefühl zu haben, in der neu zusammengesetzten Gesellschaft nicht mehr gebraucht zu werden.<sup>2</sup> Was war geschehen?

Die zentral gelenkte Planwirtschaft der ehemaligen DDR, die nach der friedlichen Revolution in kürzester Zeit privatisiert worden war, umfasste wesentliche Lebensbereiche ihrer Bürger; und zwar weit über deren Arbeitsplatz hinaus. „Es brach“, so der gebürtige Ostberliner Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk, „quasi über Nacht die Arbeitsgesellschaft der DDR in sich zusammen. Die Menschen verloren nicht nur ihre Arbeit, sondern auch ihre sozia-

---

<sup>2</sup> <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-05/ost-west-wanderung-abwanderung-ostdeutschland-umzug> - Sämtliche demografischen Angaben in meinem Text stammen aus dieser Quelle.

len Beziehungen und kulturellen Positionen. Die bundesdeutsche Seite wusste nicht, dass die Arbeitsgesellschaft in der DDR neben Arbeit auch soziale und kulturelle Dimensionen wie Kinderbetreuung, Urlaubsplatzvergabe, Sport- und Kulturvereine und vieles andere mehr umfasste. Das fiel weg, für viele ein Phantomschmerz bis heute.“ Die plötzliche Konfrontation mit unbekanntem Einrichtungen, wie Sozial- und Arbeitsämtern oder Sozialgerichten „war für Millionen Ostdeutsche eine harte (...) Ersterfahrung, die eine Identifikation mit dem neuen gesellschaftlichen System extrem erschwert hat.“<sup>3</sup>

Durch die rigorose Schließung wirtschaftlich ineffizienter Betriebe stieg die Arbeitslosigkeit drastisch an. Laut Schätzungen haben in den ersten fünf Jahren nach der Wende rund 80 Prozent der Erwerbstätigen vorübergehend oder auf Dauer ihren Job verloren. Viele, zumeist junge Menschen wanderten daher in den Westen ab. Seit der Wiedervereinigung hat mehr als ein Viertel der Ostdeutschen zwischen 18 und 30 Jahren ihre alte Heimat verlassen. Entsprechend ist dort die Geburtenrate gesunken, und die Bevölkerung, vor allem auf dem Land, deutlich überaltert. Die jahrzehntelange Abwanderung von Millionen Menschen aus Ostdeutschland hat Spuren hinterlassen, die sich, abseits der psychischen Verletzungen, in einem Mangel an sozialer und technischer Infrastruktur ausdrücken. Dieser Mangel, der besonders in dünn besiedelten Gebieten spürbar ist, hemmt wiederum den wirtschaftlichen Aufschwung. Da machen sich schnell einmal Frust und Resignation breit und bieten einen idealen Nährboden für rechtspopulistische Propaganda.

Aber es gibt auch eine Gegenbewegung. Laut einer Untersuchung der Wochenzeitung „DIE ZEIT“<sup>4</sup> kehrt sich das Verhältnis im dreißigsten Jahr der Wiedervereinigung erstmals um. Es ziehen wieder mehr Menschen von West nach Ost. Das hat zum einen damit zu tun, dass alle ostdeutschen Abwanderungswilligen inzwischen im Westen sind, aber auch damit, dass Städte wie Dresden, Potsdam oder Leipzig zunehmend an Attraktivität gewinnen. Daneben gibt es zahlreiche grossstadtmüde Aussteiger aus den alten Bundesländern, die sich im Osten bei niedrigen Grundstücks- und Immobilienpreisen in unberührter ländlicher Abgeschiedenheit selbst verwirklichen wollen.

Doch noch einmal zurück in das Jahr 1989. In den fast dreißig Jahren vor dem Fall der Mauer hatte ich bei meinen diversen Aufenthalten in der DDR sehr unterschiedliche Men-

---

3 <https://www.zdf.de/nachrichten/heute/soziale-folgen-der-wende-interview-kowalczyk-102.html>

4 <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2019-05/ost-west-wanderung-abwanderung-ostdeutschland-umzug>

schen getroffen. In einem kleinen Eichsfelder Dorf lachten wir bei Buttercremetorte, Schnaps und grober Mettwurst in familiärer Runde über derbe Stasiwitze. In Ostberlin hingegen tauschte ich bei meinen kunstsinnigen Bekannten eine im Westen produzierte Kamera gegen die imposante Marx- und Engels-Gesamtausgabe aus der DDR-eigenen Volksbuchhandlung ein. Die soziale Bandbreite der Begegnungen entsprach in etwa meiner facettenreichen westdeutschen Sozialisation, die sich ebenfalls in unterschiedlichen gesellschaftlichen Biotopen abspielte.

Nun waren die Grenzen offen, und es schien in Deutschland plötzlich nur mehr zwei Gattungen Menschen zu geben, nämlich „Wessis“ und „Ossis“. Der Historiker Kovalczuk spricht im Zusammenhang mit dieser Klassifizierung von einer „Erfindung der neunziger Jahre“. Die in vielerlei Hinsicht heterogene Gesellschaft im Osten sei in undifferenzierter Weise mit dem SED-Staat gleichgesetzt worden. Es gebe jedoch bis heute keine „kollektive Identität“. Die „Ossis“ hatten irgendwie die Ostfriesen abgelöst, über die seit meiner Kindheit mit Otto Waalkes Witze kursierten, die so flach waren, wie die Landschaft, auf die sie anspielten. Die Kulturleistungen der ehemaligen DDR schrumpften im öffentlichen Bewusstsein der Westdeutschen auf das Niveau von Spreewaldgurken mit Rotkäppchen-Sekt, was etliche redundante Filmkomödien im Breitwandformat nach sich zog. Kaum fuhr ein Trabbi durchs Bild oder jemand schwenkte eine Banane, gab es Gelächter vom Band. Diese seltsamen Stereotype hatten allesamt einen leicht herablassenden Unterton, der zu dem historischen Ereignis der Wiedervereinigung in einem krassen Missverhältnis stand. Und daran hat sich wenig geändert.

Während die Westdeutschen nach wie vor als die „wahren Deutschen“ erscheinen, bleibt „der Ostdeutsche“, auch dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung, immer noch „der Ostdeutsche“, so als handele es sich um eine Art exotische Sonderform, von der selbst die Nachgeborenen der sogenannten „Wende“ nicht ausgenommen sind. Der euphemistische Zusatz, jemand käme aus „den neuen Bundesländern“, die nach dreißig Jahren ja so neu nicht mehr sind, macht die Sache nicht besser. Darin drückt sich die unbewusste Erwartung aus, dass Menschen aus Ostdeutschland sich adäquat an westdeutsche Verhältnisse anzupassen hätten, bzw. diesbezüglich noch immer ein eklatanter Nachbesserungsbedarf bestünde. Dass eine solche Haltung der fortgesetzten Überheblichkeit den deutsch-deutschen Dialog nicht gerade verbessert, liegt auf der Hand.

Als unser Freund Peter Hellekalek mir vor einiger Zeit erzählte, dass er im Rahmen eines

Stipendiums in die Uckermark (der Heimat Angela Merkels) führe, um seine dortigen Begegnungen fotografisch ins Bild zu setzen, empfand auch ich sein Vorhaben als eine Art abenteuerliche ethnologische Exkursion. Ich war gespannt und neugierig, was uns Peter, der höflich unvoreingenommene Österreicher mit Hang zu rationalen Betrachtungsweisen, wohl von seinem Aufenthalt in der Uckermark mitbringen würde? Die Überraschung war groß, denn das, was ich in typisch westdeutscher Voreingenommenheit spontan als „fremd“ antizipiert hatte, war mir letztlich doch sehr vertraut. Dort, im Osten der Republik, leben Menschen mit vielfältigen Lebensgeschichten und ebensolchen politischen Einstellungen. Alte Leute erzählen vom Krieg, wie auch ich mir als Kind und als Jugendliche vom Krieg erzählen ließ. Ich erfuhr von Stasi-Bespitzelungen, wie auch meine DDR-Bekanntesten sie erfahren hatten. Peter traf sowohl engagierte junge Leute, die den Osten des Landes mit ihren hoffnungsvollen neuen Ideen beleben und reaktivieren wollen, als auch alteingesessene ehemalige DDR-Bürger, die sich schwer damit tun, in den veränderten politischen Verhältnissen ihren Platz zu finden. In den Gesprächen, die er und seine Frau Maria geführt haben, traten aus dem vielstimmigen Chor einzelne Individuen mit ihrer ganz persönlichen Biografie hervor. Und einmal mehr war ich davon beeindruckt, wie das Erbe zweier Diktaturen über mehrere Generationen hinweg heute noch latent wirksam ist. Die sogenannten „Ossis“ und „Wessis“ haben vermutlich mehr gemeinsam als sie glauben, auch wenn sie, wie es der Historiker Kowalczyk formuliert hat, auf unterschiedliche „Erfahrungsräume“ zurückblicken. Peter Hellekaleks unvoreingenommene Momentaufnahmen leisten einen Beitrag dazu, über all diese Fragen nachzudenken.

**Ruth Mätzler** lebt als Psychoanalytikerin und Autorin in Salzburg und hat zuletzt das Buch "Kitsch und Perversion" veröffentlicht.

[www.ruth-maetzler.at](http://www.ruth-maetzler.at)